

Policy Paper „Keine Angst vor Klassismus“

Die aktuelle Renaissance der (innerhalb von Intersektionalitätsanalysen immer noch marginalisierten) „Klasse“ fußt innerhalb queer-feministischer Kontexte vorrangig auf dem Konzept des Klassismus. Der in der deutschsprachigen Diskussion relativ neue Begriff des Klassismus beschreibt analog zu Rassismus oder (Hetero-)Sexismus eine Diskriminierungs- und Unterdrückungsform – und hat seine Wurzeln in feministischen Bewegungen. Geprägt wurde er von der US-amerikanischen Lesbengruppe „The Furies“, in der sich in den 1970er-Jahren Arbeiter*innentöchter organisierten.

Andreas Kemper und Heike Weinbach definieren in ihrem 2009 erschienenen Einführungsband Klassismus als Begriff zur Bezeichnung „der individuellen, institutionellen und kulturellen Diskriminierung und Unterdrückung aufgrund des tatsächlichen, vermuteten oder zugeschriebenen sozial- oder bildungspolitischen Status“. Klassismus-Analysen wiederum „hinterfragen die Stereotypisierungen und Herabsetzungen, die mit dem sozialpolitischen Status einhergehen und dadurch legitimiert werden“ (Kemper und Weinbach 2009, S. 7).

Auch der Klassenbegriff, mit dem im Zuge von Klassismusanalysen gearbeitet wird, unterscheidet sich dementsprechend von einem marxistischen Klassenbegriff. „Zum einen wird zwar eine Position der Gruppen, um die es hier vorrangig geht, im Produktionsprozess zum Ausgangspunkt genommen, zugleich geht es aber nie ausschließlich um diese ökonomische Stellung im Produktionsprozess, sondern immer auch um die Aberkennungsprozesse auf kultureller, institutioneller, politischer und individueller Ebene“, schreiben Kemper und Weinbach (ebda, S. 13).

Dieser Fokus auf eine individuelle Ebene und Diskriminierungsformen ist es, der massive Kritik linker Denker*innen inspirierte. So bringe der Klassismusbegriff gravierende Verkürzungen mit sich, das Erkenntnisinteresse habe sich weg von einer antikapitalistischen hin zu einer antidiskriminatorischen Position verschoben. Nicht mehr gesellschaftliche Transformation, sondern eine Analyse des Ist-Zustands und ins kapitalistische System eingepasste Affirmative-Action-Maßnahmen stünden auf der Agenda (vgl. Birkner 2015).

Ähnliche Kritik wurde und wird auch an queerfeministischen Theorien und Konzepten formuliert. Die linguistische Wende innerhalb der Geistes- und Sozialwissenschaften – und somit auch der feministischen Theorie bzw. Gender Studies – lenkte das Interesse verstärkt auf die Konstruiertheit von Geschlecht, Begehren und sexueller Identität, marxistische Analysen gerieten ins Hintertreffen. Aufgrund der fortschreitenden Etablierung der Gender Studies an den Universitäten und entsprechender wissenschaftlicher Karrieren attestierten (außeruniversitäre) feministische

Denker*innen der neuen Geschlechterforschung Zahnlosigkeit. Eine Aktualisierung erfuhren jene Debatten jüngst durch die linke Kritik an so genannten Identitätspolitiken. Statt für armutsgefährdete Alleinerzieherinnen und ausgebeutete Textilarbeiterinnen zu kämpfen, widmeten sich moderne (Queer-)Feministinnen lieber komplizierten Sprachregelungen und non-binären Toilettenräumen: Neoliberale Symbolpolitik statt Klassenkampf, so das hämische Resümee der Kritiker*innen.

In unserem Beitrag möchten wir argumentieren, dass die (ökonomische) Klassenfrage keineswegs im Widerspruch zu so genannten Identitätspolitiken steht. Klassismusanalysen können dazu dienen, Unterdrückungsformen und deren Beständigkeit in neoliberalen kapitalistischen Systemen begreifbar zu machen und somit auch politische Organisation anregen (siehe Frauenbewegungen). Nicht zuletzt möchten wir die Frage aufwerfen, inwiefern antifeministische Positionen in die (linke) Kritik an Identitätspolitiken eingeschrieben sind.

Literatur

Kemper, Andreas und Weinbach, Heike: Klassismus. Eine Einführung. Münster 2009.

Birkner, Martin: Ausbeutung oder Respektlosigkeit? Eine postoperaistische Kritik am Klassismus-Diskurs. In: Klasse – Klassismus – Klassenkampf. Kurswechsel 04/15, Wien 2015. S. 32-38.